

Primiz von Dominik Grässlin – Predigt von Karl Heinz Menke

13. Sonntag Lesejahr C: 1 Kön 19, 16-21; Gl 5, 1-18; Lk 9, 51-63

Eine Szene aus dem Leben des heiligen Giovanni Bosco: Er spannt in Turin ein Seil über den Marktplatz, vollführt darauf einige Kunststücke und kommt dann zum Höhepunkt: Er lässt sich die Augen verbinden und geht – mit einer Schubkarre! – sicher über das Seil. Tosender Applaus. Giovanni Bosco bedankt sich und fragt, ob man ihm dasselbe noch einmal zutraue. „Si“, „Certo“, „Ja“, schreit die Menge wie aus einem Mund. Daraufhin geht Giovanni Bosco auf einen jungen Mann zu, der besonders laut „Ja“ geschrien hat, blickt ihm in die Augen und sagt: „Dann komm doch und setz Dich in meine Schubkarre!“

Diese nicht erfundene, sondern gut bezeugte Szene erinnert mich an die Aufforderung Jesu im heutigen Evangelium. Wer gerufen ist, soll sich nicht rausreden – auch nicht mit so plausiblen Entschuldigungen wie der Beerdigung des eigenen Vaters oder dem Abschied von der Mutter (Lk 9, 59.61). Wohlgemerkt: Auch einer, der von Christus in seine Schubkarre gerufen wird, darf zur Beerdigung seines Vaters gehen und sich um sein Mutter und Geschwister kümmern. Aber gemeint ist ja dies: Nichts, auch Allerwichtigstes nicht, darf dafür herhalten, sich vor dem Ruf Christi zu drücken, - vorausgesetzt, er hat mich, ausgerechnet mich, aufgefordert, in seine Schubkarre zu steigen.

Ich habe dreißig Jahre lang im Bonner Collegium Albertinum gewohnt und dort auch unseren Primizianten kennen und schätzen gelernt: seinen Weg in die Schubkarre des Herrn und seine Frage: Ist mein Vertrauen in Ihn so stark, dass ich keine Angst mehr habe vor dem Seil, über das er mich führen will?

Ein gigantischer Glaubensschwund, der Missbrauchsskandal und viele weitere Faktoren rufen jedem Priesteramtskandidaten zu: „Bist Du denn verrückt? Bist Du lebensmüde? Wer steigt denn auf ein so dünn gewordenes Seil! Lauf weg, solange Du noch kannst – je schneller, desto besser!“ Und – glauben Sie mir – die meisten, die allermeisten laufen weg.

Ich bin so ehrlich: Die Glaubensstärke, die ich nach dem Abitur mit 18 Jahren hatte, würde heute nicht ausreichen. Damals von Eltern, Klassenkameraden und Lehrern eher bestärkt als

in Frage gestellt, konnte ich ganz anders in die Zukunft blicken als Dominik Grässlin. Wer heute in Christi Schubkarre springt, ist ein Nonkonformist: einer, der sich ohne Auffangnetze auf's Seil wagt.

Dominik weiß, wer die Schubkarre seines Lebens führt. Nicht er selbst. Und deshalb betet er – nicht nur sein Brevier. Solange ein Priester betet, hat er keine Angst.

Die Lesung aus dem Galaterbrief, die wir heute gehört haben, meint uns alle, ganz besonders aber die wie Dominik in die Schubkarre Gerufenen: Je mehr wir uns an Christus binden, desto freier werden wir. Vielleicht denken wir, insgeheim nach dem Motto: ‚Je weniger Bindung, desto größere Freiheit.‘ Solches Denken erklärt Paulus als „Einflüsterung des Fleisches“. Denn wirkliche Freiheit ist nicht Ungebundenheit, sondern Selbstbindung. Wahre Freiheit ist der Sieg des Geistes über das Fleisch – die Fähigkeit nämlich, Herr bzw. Frau im eigenen Haus zu sein.

An Christus kann man sich nicht mit bloßen Worten oder Gedanken, sondern nur persönlich binden. Wer nur *über* Christus spricht und nicht auch *mit* ihm, wer Christus nur denkt, aber nicht tut, hat das Entscheidende verweigert. Deshalb bringt ein einziger Heiliger die Kirche mehr zum Leuchten als alle Bücher, Dogmen, Regeln, Gesetze und Institutionen zusammen.

Die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, Priester und Diakone, sind zwar nur Werkzeuge Christi; aber solche, die Christus verkünden, repräsentieren und vergegenwärtigen sollen.

Damit sind zwei Seiten ein und derselben Medaille angesprochen. Die eine Seite: Es hängt nicht von der sittlichen Untadeligkeit und der geistigen Größe der Bischöfe, Priester und Diakone ab, ob ein Sakrament, das sie spenden, gültig gespendet wird oder nicht. Das ist die eine Seite. Aber es gibt auch die andere: Es ist verheerend, wenn die, die im Altar stehen und predigen das Gegenteil von dem sind, was sie nach außen zu sein scheinen. Wie verheerend, das steht gegenwärtig vor unser aller Augen!

Schauen wir einmal genauer auf die, die Christus als erste in seine Schubkarre gerufen hat.

Schauen wir einmal auf den, der immer der ‚Erste‘ ist.

Cholerisch und impulsiv ist dieser Fischer vom See Genesareth, unbedacht und großmülig. Zu keinem anderen, nur zu ihm hat Jesus gesagt: „Weiche, Satan. Denn du denkst nicht die Gedanken Gottes.“ (Mt 16,23). Er ist demütig genug, sich das sagen zu lassen. Aber es dauert nicht lange, da hat er diese an Schärfe kaum überbietbare Lektion schon wieder vergessen. Typisch Petrus: „Herr, wenn du es bist, befehl mir, dass ich auf dem Wasser zu dir kommen soll!“ Sie kennen das Ende der Geschichte. Ein kleiner Windstoß; und schon ist es vorbei mit dem Glauben dessen, den der Herr mit dem griechischen Namen „Petros“ – das heißt übersetzt: „der Fels“ – ausgezeichnet hatte. Große Worte hatte er stets parat: „Nein, Herr, Du kannst doch nicht tun, was Sklaven tun, Du kannst mir doch nicht die Füße waschen.“ Und nachdem Jesus ihm erklärt hatte, warum, ist er schon wieder dasselbe Großmaul: „Herr, wenn das so ist, dann nicht nur meine Füße, sondern auch meinen Kopf und meine Arme und meine Hände und, und, und“ Und kurz darauf ist er es, der nicht einmal eine Stunde wach bleiben kann – der Petros, auf dem der Herr seine Kirche bauen will. Aber mit dem Schwert herumfuchteln und einem Knecht des Hohenpriesters ein Ohr abschlagen, das schafft er. Als es ihm selbst an den Kragen geht, haut er ab und verkriecht sich – er, der noch am Abend zuvor hoch und heilig beteuert hatte: „Herr, und wenn dich alle verlassen, ich nicht!“ Ein kleines Dienstmädchen bringt ihm, den der Herr „den Petros“, „den Fels“ genannt hatte, die Worte über die Lippen: „Diesen Menschen, von dem du da redest, den kenne ich gar nicht, den hab‘ ich noch nie gesehen; ehrlich, ich weiß beim besten Willen nicht, von wem du da eigentlich redest.“ – Und es kräht der Hahn. Jesus hatte es ihm vorausgesagt. Denn er kannte seinen Petrus: „Ehe der Hahn kräht, wirst Du mich dreimal verleugnen.“

Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Den weinenden Petrus hätte Jesus, wenn er noch Gelegenheit dazu gehabt hätte, wohl genauso in die Arme geschlossen wie der Vater in Lukas 15 den zurückgekehrten Sohn.

Vielleicht muss jeder Apostelnachfolger durch das Erleiden der Verdemütigung hindurch, damit er nicht sich, sondern den Herrn verkündet. Zweimal legt Petrus ein Bekenntnis ab. Vor Ostern in Cäsarea Philippi und *nach* Ostern am See von Tiberias. In Cäsarea Philippi spricht er die großen Worte: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!“ (Mt 16,16). Aber

was sind diesen großen Worte im Vergleich zu dem durchlittenen Bekenntnis in Joh 21,17: „Herr, Du weißt alles; du weißt auch, dass ich dich liebe!“ – Diese viel persönlicheren Worte sind gezeichnet vom Geheimnis des Kreuzes.

Und der zweite „Apostelfürst“: der jüdische Eiferer und Christenverfolger, der in Damaskus erst einmal erblinden muss, damit er Jesus als den Christus sehen lernt: Saulus, der zum Paulus wurde? Wenn die Überlieferung nicht trügt, ist der größte Missionar der Christentumsgeschichte klein, geradezu mickrig und unansehnlich gewesen: unscheinbar von Gestalt, O-Beine; Glatze; und weil er stotterte alles andere als ein mitreißender Redner. Wer einmal eine der Katakomben in Rom besucht hat, kennt die Fresken aus dem 2. und 3. Jahrhundert, die den Apostel Petrus als imposante Gestalt mit weißem Vollbart und Paulus klein mit Glatze und schwarzem Spitzbart darstellen. Der byzantinische Geschichtsschreiber Nikephoros, der Petrus und Paulus genauso beschreibt, nennt Paulus einen Menschen, den der Schöpfer von Geburt an daran erinnert hat, dass seine Kraft nicht aus seiner Schwachheit, sondern von Christus stammt. „Mir“, so schreibt er, „einer stotternden Missgeburt, hat Gott sein Wort anvertraut, damit jedem vor Augen steht: Nicht ICH bin es, sondern ER. Gerade in *meiner* Schwachheit kommt *seine* Kraft zur Vollendung.“ (2 Kor 12 – vgl. Gal 4,13).

„Und wenn ich alle Erkenntnis hätte, und wenn ich alle Wissenschaften beherrschen würde, und wenn ich der größte Erfinder aller Zeiten und ein dreifacher Nobelpreisträger wäre, und wenn ich mit meinem Glauben Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, ich wäre ein dröhnendes Erz, eine lärmende Pauke, ich wäre buchstäblich nichts.“ (vgl. 1 Kor 13).

Der verstorbene Münsteraner Spiritual Johannes Bours erzählt in seinem Buch „Du wirst des Weges geführt, den Du wählst“: „Zu mir kommt ein junger Priester. Er hat eine große Erbschaft gemacht. Mehrere Millionen. Er will mit mir, seinem Beichtvater überlegen, was er damit tun soll. Wir überlegen: soviel für diesen, soviel für jenen guten Zweck. Und ich rate ihm, eine namhafte Summe für sich selbst auf die Bank zu geben. Einige Monate später begegne ich ihm wieder. Und beiläufig frage ich ihn: ‚Was haben Sie mit Ihrem Geld gemacht?‘ Und die Antwort: ‚Es ist weg. Es ist restlos weg. Das Geld stand zwischen mir und Christus. Jetzt bin ich wieder frei.‘“

Da ist einer mit seiner Berufung ins Fleisch gegangen. Da hat einer das Geheimnis des Kreuzes nicht nur mit dem Kopf begriffen. Nicht jeder kann das auf diese außergewöhnliche Weise. Aber für uns alle gilt: Kein Christsein ohne Einfleischung, ohne Inkarnation. Kein Christsein ohne das Geheimnis des Kreuzes.

Wer vorgestern im Kölner Dom die Priesterweihe miterlebt hat, wird sich gewiss erinnern, wie der Bischof jedem einzelnen Weihekandidaten im Namen Jesu Christi gesagt hat: „Bedenke, was Du tust; ahme nach, was Du vollziehst; und stelle Dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes!“

Lieber Dominik, als alt gewordener Priester weiß ich nur allzu gut: Man kann jahrelang theologische Bücher lesen und trotzdem von der Wahrheit, die Fleisch geworden ist, nichts verstehen. Man kann täglich das Brevier beten und sich trotzdem gegen das Geheimnis des Kreuzes immunisieren. Man kann täglich Eucharistie feiern und trotzdem außen vor bleiben. Nur was durch die Kelter Christi getreten wurde, bringt wirklich Frucht.

Primiztage, die über dem besonderen Priestertum der Geweihten das gemeinsame Priestertum aller getauften und gefirmten Christinnen und Christen vergessen machen, sind nichts anderes als klerikale Selbstbespiegelung. Immer mehr Menschen fragen: Könnte es nicht sein, dass da einer von Ganzhingabe und Selbstlosigkeit, von Verzicht oder gar von der „Karriere nach unten“ schwätzt, um sich in Wirklichkeit aus allem herauszuhalten? Könnte es nicht sein, dass da einer behauptet, alle Menschen zu lieben, während er sich in Wahrheit davor drückt, wenigstens einen Menschen wirklich, mit Haut und Haaren, mit seinen guten und seinen weniger guten Eigenschaften, mit seiner Vergangenheit und seiner Zukunft, in guten und in schlechten Tagen, gesund und krank, zu lieben?

Diese und ähnliche Fragen haben ihren Grund. Sie sind berechtigt. Und sie sollten gerade auch an einem Tag gestellt werden, der anfällig ist für pathetische Phrasen und klerikale Glorifizierungen. Diese Fragen müssen gestellt werden – so lange jedenfalls, bis auch der letzte Priester von jenem Sockel herabgestiegen ist, der in der Annahme besteht, er sei schon deshalb, weil er Priester geworden ist, der bessere Christ.

Lieber Dominik, ich habe Deinem Wunsch gemäß keine Lobrede auf Dich gehalten. Aber dies eine darf ich am Ende meiner Primizpredigt doch sagen: Du hast Dich auf Deinem Weg zur Priesterweihe sehr, sehr ehrlich bemüht, nicht nur Deine Begabungen, sondern auch Deine Grenzen Ihm, Christus, zu überlassen. Du bist aus Überzeugung in die Schubkarre auf dem dünnen Seil gesprungen. Und Du vertraust IHM, der dich angeschaut und gerufen hat. Also denk an Petrus: Solange er auf Christus geschaut hat, konnte er auf dem Wasser zu IHM gehen.

In unser aller Namen wünsche ich Dir die tägliche Gewissheit, nie tiefer fallen zu können als in SEINE ausgebreiteten Arme. In unser aller Namen bitte ich Dich: Häng Dein Herz an die Angel des Menschenfischers! Oder mit den Worten der Dichterin Hilde Domin gesprochen:

„Nimm den Eimer!

Trage Dich hin!

Wisse, Du trägst Dich zu Dürstenden.

Wisse, Du bist nicht das Wasser.

Du bist nur der Eimer!

Aber tränke sie dennoch!“